Einleitung 7

I. Willkommen in der ukrainischen Normalität 11
II. Auf dem Weg zur ukrainischen Identität 23
III. Was bedeutet Demokratie für die UkrainerInnen? 34
IV. Demokratischer Wandel 63
V. Gewalt und Gegengewalt 83
VI. Ausgegrenzte Mehrheit 104
VII. Eine neue Nachbarschaftspolitik mit der Ukraine 117

Anmerkungen 141
Dank 158

Saporischje – sowjetische Modellstadt

Meine erste Reise geht in eine »weiß-blaue« Stadt. Zur Zeit von Präsident Janukowytsch stand Saporischje[1] fast geschlossen hinter dem damaligen Präsidenten und seiner »Partei der Regionen« mit ihren weiß-blauen Fahnen.[2] Nicht aus Begeisterung, sondern weil der Präsident seine eigenen Methoden hatte, diese Folgsamkeit herzustellen. Saporischje ist eine knapp achtstündige Fahrt mit dem Nachtzug vom politischen Zentrum Kiew entfernt,[3] – und nur knappe drei Autostunden von den Kämpfen zwischen pro-russischen Separatisten und ukrainischem Militär.[4]

Diese Stadt repräsentiert – viel mehr als Kiew – ukrainische Normalität: knapp 800.000 Einwohner, 70 Prozent Ukrainer, 25 Prozent Russen. Das Regierungsgebäude der Region, der »Gebiets-Sowjet«, liegt direkt an der vierspurigen Prachtstraße »Leninprospekt«, die durch die ganze Stadt bis zum Denkmal von Lenin führt. Es gleicht einer Festung: eine dunkle Fassade mit vorgelagerten vertikalen Betonbändern aus den siebziger Jahren, so schön und bürgernah wie ein ausgedienter Atombunker. Direkt gegenüber befindet sich das »Intourist«, zu sowjetischer Zeit eine Unterkunft für die Ausländer, die das Land bereisten. Alles wirkt eine Nummer zu groß.

Früher wurde hier der Volkswagen der Sowjetunion gebaut. Seinen Namen gab ihm die Stadt: »Saporischje« – und er fand reißenden Absatz. Unser Saporischje kommt mit einem Quietschen langsam zum Stehen. Die Sitze sind durchgesessen und befleckt. Dass seine Hersteller ihn in den achtziger und neunziger Jahren als »flinken und eleganten Kleinwagen«, bewarben, davon ist während der Fahrt wenig zu spüren. In den ehemaligen ZAZ-Werken[5] werden noch immer Autos gefertigt – heute sind es koreanische.

Die Stadt Saporischje ist wie Auto: funktional, praktisch, unprätentiös. Die Industrie- und Arbeiterstadt, am Reißbrett

sowjetischer Stadtplanung entstanden, zeugt davon, dass die sowjetische Ukraine große und wichtige Industriezentren hatte. Auch wegen dieser erfolgreichen sowjetischen Vergangenheit und wegen der Nähe zur russischen Grenze, die nur etwa 200 Kilometer entfernt ist, fühlen sich die Menschen dieser Stadt Russland nahe.

Der Historiker Fedir Turtschenko kennt die Geschichte seiner Stadt genau: »Es wurden hier große Vorzeigewerke gebaut. Das erste war 1932 das Wasserkraftwerk. Es folgten dann die Stahlverarbeitung Saporoshstal und verschiedene Aluminiumwerke. Flog man die Stadt in den siebziger Jahren mit dem Flugzeug an, so lag sie unter einer roten Abgaswolke. Es wurde Buntmetall verarbeitet und Titan: Hier entstanden im Maschinenbau vor allem Teile für das Militär, die Luftfahrt, den Bau von Raketen oder U-Booten.« Eine Musterstadt, in der auch die Arbeiter ab den zwanziger Jahren musterhaft wohnen sollten. »Anfangs waren auf der Insel Chortyzia im Fluss Dnjepr, die zur Stadt gehört, bis zu 40-stöckige Hochhäuser geplant. Hier sollten Wohnungen für die Arbeiter entstehen. Doch dann wurden diese Planungen abrupt beendet. Denn, so die offizielle Begründung: Ein Arbeiter solle von der Werksirene aufgeweckt werden.« Und so entstanden die Wohnhäuser nun zwischen den Werken. Umgehend wurde der Stadtteil nach dem großen Diktator benannt: »stalinskij rajon«.[6] Stadtteile wie dieser schufen Wohnraum für die vielen Zuwanderer aus der gesamten Sowjetunion: Mitte der zwanziger Jahre war Saporischje mit etwa 30.000 Einwohnern eher klein gewesen – schon Ende der dreißiger Jahre hatte sich die Zahl verzehnfacht.

Immer noch bietet Saporischje dank metallverarbeitender Industrie, Maschinenbau und Automobilproduktion Arbeitsplätze und Auskommen. Hier lässt es sich ganz gut leben. Viele junge Familien gehen an diesem Sonntag mit ihren Kindern an den Ufern des Dnjepr spazieren. Auch die Biergärten sind rege besucht.

Überall in der Stadt fallen die blau-gelben ukrainischen Fahnen ins Auge: an den Antennen der Taxis, auf den Biergartentischen, Balkonen oder in Schrebergärten. Mit den Landesfarben zeigen die Menschen in dieser Region, die an die Kriegsgebiete grenzt, demonstrativ ihre Zugehörigkeit zur Ukraine.

Forum der Zivilgesellschaft: der Volksrat

Ein paar hundert Einwohner der Stadt – einfache Bürger, Soldatenmütter, ehemalige Maidan-Aktivisten – kommen noch immer jeden Sonntag vor dem Gebäude der Gebietsverwaltung zusammen, um aktuelle politische Fragen zu diskutieren und Informationen über die Krise weiter östlich auszutauschen. Organisiert werden die Vitsche[7] – die Volksversammlungen – vom »Volksrat«, einem zivilgesellschaftlichen Kontrollorgan, das während des Maidans entstand, um dessen Forderungen in den politischen Alltag zu tragen. Zu ihm gehören Mitglieder von Nichtregierungsorganisationen und Aktivisten.

»Nur 250 Kilometer von hier tobt ein Krieg, ausgelöst durch Putin«, ruft einer der Redner. »Einige von uns sind heute nicht dabei, weil sie im Osten kämpfen und unser Land verteidigen.« Auch ein Unternehmer, der die Freiwilligenbataillone mit Geld unterstützt, damit sie mit Waffen oder kugelsicheren Westen ausgestattet werden, spricht. Mütter von Soldaten melden sich zu Wort.

Vassyl Duschnyj ist der Vorsitzende des Volksrats Saporischje.[8] Der in den Transkarpaten geborene Landwirtschaftsunternehmer ist seit 1988 in der Stadt. Es ist nicht nur die Hitze, die dem Mittfünfziger zu schaffen macht – sondern vor allem die politische Stagnation: »Es ist hier bei uns eigentlich alles so geblieben, wie es war. Es werden zwar an der Staatsspitze Personen ausgewechselt und unser Land steht in einem Antiterroreinsatz – aber in den Regionen bleibt alles beim Alten: Die Leitungspositionen werden von denselben Menschen besetzt, die schon dem verbrecherischen Regime von Janukowytsch gedient haben. Es ist doch klar, dass es –

solange diese Menschen in ihren Sesseln bleiben – zu keinen Änderungen kommen wird. Deshalb fordern wir die Ablösung der alten Beamten.«

Vor der Gebietsverwaltung, in der die Partei von Ex-Präsident Janukowytsch immer noch die Mehrheit hat, hat der Volksrat ein Transparent aufgestellt: »Wir fordern die vollständige Säuberung des Gebietsrats von den Kräften, die die Korruption mitgetragen haben.« Und es schallt durch die Lautsprecher, dass »russische Banken und Firmen unsere Stadt und unsere Region verlassen sollen«.

Verschwiegen pro-russisch

Viele Menschen in Saporischje stammen ursprünglich aus Russland. Denn die sowjetischen Planwirtschaftler in Moskau schickten viele Russen, vor allem junge Ingenieure, zur Arbeit in die Industriestadt Saporischje. Hier gab es daher stets ein Gefühl der Verbundenheit mit Russland. Wer diese Überzeugung aber heute noch hat, der hält sich bedeckt, um sich nicht unbeliebt zu machen.

Wie zum Beispiel Dimitrij: Der 34-Jährige ist fest davon überzeugt, dass er wegen seiner positiven Haltung zu Russland vom Sicherheitsdienst der Ukraine überwacht wird. Dass eine deutsche Journalistin ihm nun neugierige Fragen stellt, findet er beunruhigend: »Da wird man schnell zu einem Unterstützer der Separatisten, bloß weil man Russland-freundlich eingestellt ist.«

Der Grund für Dimitrijs Sympathie für Russland rührt nicht nur daher, dass er selbst Russisch spricht: »Das Leben in Russland ist weit besser als das in der Ukraine.« Dimitrij hat im vergangenen Jahr drei Monate auf dem Bau in Russland gearbeitet: »In Nischni Nowgorod habe ich das Vier- bis Fünffache verdient, konnte zweimal am Tag Fleisch essen, habe abends Bier getrunken. Ich habe mir Kleidung gekauft und noch Geld nach Hause geschickt. Und als ich nach drei Monaten zurückkam und in der Ukraine keine Arbeit finden konnte, haben meine Frau, mein Kind und ich von dem Geld gelebt, das ich in Russland verdient habe.«

Für die Maidan-Proteste hat Dimitrij wenig Verständnis. »Ich glaube, das ist nicht die richtige Methode, denn sie hat Menschenleben gekostet. In der zivilisierten Welt werden solche Entscheidungen über Wahlen herbeigeführt. Bei uns nicht. Ich bin der Meinung, dass die Menschen hauptsächlich auf den Maidan gekommen sind, weil sie genug hatten von der Korruption und den endlosen Diebstählen. Das Volk hat das alles nicht mehr aushalten können.« Dimitrij selbst will sich nicht politisch engagieren – auch nicht auf Seiten der pro-russischen Kräfte. Den Krieg im Osten lehnt er entschieden ab: »Dieser Krieg ist ein Bruderkrieg, der gestoppt werden muss.«

Spuren des alten Systems

Menschen mit Überzeugungen wie Dimitrij seien aber heute in Saporischje in der Minderheit, meint der Volksratsvorsitzende Vassyl Duschnyj: »Saporischje ist sehr russischsprachig geprägt, und es wohnen hier viele Russen. Aber eigentlich haben sich alle für den Schutz der Stadt und gegen eine feindliche Übernahme durch pro-russische Kräfte gestellt.« So kam es hier weder zu großen pro-russischen Demonstrationen noch zur Besetzung des Gebietsrats durch separatistische Kräfte wie in Donezk[9] oder Luhansk. »Wir haben uns während der Revolution auf dem Platz zu großen Volksversammlungen getroffen. Mit ihnen wollten wir zeigen, dass wir die russische Invasion in unsere Nachbarregionen ablehnen und eine solche Entwicklung wie in Donezk oder Luhansk bei uns in Saporischje nicht zulassen werden. Bei uns hatten die Separatisten keine Chance!«

In Saporischje sei aber auch gut zu sehen, dass die demokratische Transformation im Süden und Osten der Ukraine – im Kerngebiet von Ex-Präsident Janukowytsch – stockt. »Der Diktator ist zwar weg, doch sein System blieb erhalten!« sagt Vassyl Duschnyi. Das wohl größte Risiko für den demokratischen Fortschritt in der westlichen Ukraine sei das Wiedererstarken der alten Seilschaften unter neuen politischen Vorzeichen: »Ob in Gerichten oder Staatsanwaltschaften:

Es sind immer noch dieselben Leute in Führungspositionen. Was war die Hauptforderung des Maidan? Ein Wechsel des Machtsystems, die Entfernung aller politisch belasteten und korrupten Personen aus öffentlichen Ämtern. Bis heute wurde das hier nicht einmal begonnen. Die russische Militär-Aggression allein ist nicht die größte Gefahr für unsere Region. Eine echte Gefahr geht von den Vertretern des alten ›weiß-blauen‹ Machtsystems aus, die nach wie vor an den Schalthebeln sitzen und sehr leicht eine pro-russische oder antidemokratische Konterrevolution in Gang setzen können.«

Der Maidan und der militärische Konflikt in den benachbarten Regionen Luhansk und Donezk haben dafür gesorgt, dass im ehemals eindeutig »weiß-blauen« Saporischje die Politik den Alltag der Menschen durchdringt und viele Kontroversen entfacht. So entwickelt sich in der Straßenbahn unvermittelt eine Diskussion zwischen zwei älteren Damen. Sie schimpfen auf die Regierung in Kiew:[10] »Erst brechen sie einen Krieg vom Zaun und dann treten sie einfach zurück. Und nun fahren sie auf die Kanaren in Urlaub, und wir sitzen weiter hier.« Die andere: »Putin hat wohl Recht, das sind Nichtstuer und Radikale.« Eine dritte widerspricht ihr heftig.

Die Erwartungen an die Politik sind hoch. Auch hier – in der ukrainischen Provinz – drängen die Menschen auf demokratische Veränderungen. »Die Ungeduld ist spürbar«, meint Vassyl Duschnyj. »Die Menschen sehen nicht, dass sich wirklich etwas ändert, dass unsere Regierung den Forderungen der Revolution nachkommt. Und wenn unsere Eliten diese Enttäuschung und Unzufriedenheit übergehen, dann bin ich überzeugt, dass es zu einem weiteren Maidan kommen wird – der dann aber sehr viel gewaltsamer verlaufen könnte.« Nach der Revolution ist vor der Revolution.

Die Ungeduld der Ukrainer lässt sich leicht erklären. Zu sowjetischen Zeiten war das Einkommen der Menschen in Saporischje überdurchschnittlich, denn Arbeiter in der Sowjetunion verdienten gut. »Hier in Saporischje wohnte die sowjetische Arbeiteraristokratie«, erklärt der Historiker Fedir Turtschen-

ko. »Sie besaß Wohnungen in den unter Chruschtschow neu gebauten Etagenhäusern. Und viele hatten sogar ein Auto – meist den sowjetischen Volkswagen, den Saporischje.«

»Nicht mehr ewig Zeit, auf die Demokratie zu warten«

Dementsprechend sah auch das Leben von Zoja fast ein halbes Jahrhundert lang aus. Die Rentnerin hat beinahe ihr ganzes Leben in der Stadt verbracht, ist eine Chronistin der dortigen Entwicklung und des Wandels seit der Unabhängigkeit. Ihre Eltern kamen 1956 als Arbeiter aus Tscherkassy in die Stadt. Zoja studierte hier und legte ihr Examen als Ingenieurin ab. Sofort danach bekam sie einen Job bei einem Rüstungszulieferer – und einige Jahre später auch eine Wohnung in einem der modernen Chruschtschow-Neubauten für ihre kleine Familie. Inzwischen hat die 76-Jährige diese ihrem Sohn überlassen und wohnt gemeinsam mit ihrem Mann wieder in der kleineren Wohnung ihrer Eltern. Zu dem einstöckigen Haus führt ein schmaler Steinpfad durch einen Vorgarten. Hier sind die Tomatenstauden so dicht an dicht gepflanzt, dass die wenigen Sonnenblumen dazwischen fast untergehen. Weintrauben ranken über dem rostigen Gitter auf dem Hof.

»In diesem Haus habe ich schon mit meinen Eltern gewohnt, als wir in den fünfziger Jahren nach Saporischje kamen. Sie haben an die zwei Räume später ein weiteres Zimmer angebaut, so dass die Wohnung jetzt ziemlich geräumig ist.« Insgesamt ist Zojas Reich allerdings gerade mal 40 Quadratmeter groß. Das Wohnzimmer ziert eine grüne Tapete aus den sechziger Jahren. Eine Schrankwand, vermutlich aus den Siebzigern wurde mithilfe einer Säge auf das entsprechende Deckenmaß der Wohnung gebracht. Ich versinke auf Nimmerwiedersehen in einem alten Sofa. Der mit Blini, Butterbroten und Kuchen beladene Esstisch ist nun genau auf Augenhöhe. Zoja verschwindet in der Küche, um Kaffee zu kochen. Das Schlafzimmer grenzt an die Küche, in dem neben Bett und Schrank auf engstem Raum sogar noch ein Klavier steht. Toilette und Dusche befinden

sich auf dem Hof und werden nicht nur von Zoja und ihrem Mann, sondern auch von ihren drei Nachbarn aus dem Haus genutzt.

Zoja ist eine resolute Frau, immer in Bewegung. Wenn gerade kein Besuch da ist, arbeitet sie im Garten. »Ein Glück, dass ich gesund bin und noch arbeiten kann. Auf den Maidan bin ich zwar selbst nicht gegangen, aber ich fand das alles sehr richtig – schon 2004 und jetzt auch, aber diesmal muss es endlich klappen mit echten Reformen und vielleicht sogar mit der Demokratie. Schließlich habe ich nicht mehr ewig Zeit!«, erklärt sie mir.

»Der Stolz auf unsere ukrainische Nation ist gewachsen«

Ihr ganzes Leben lang hat Zoja ukrainisch gesprochen – sowohl während der Arbeit als auch zu Hause. Doch damit war sie über lange Zeit in Saporischje in der Minderheit. Ihre Nachbarn und Kollegen sprachen russisch. Heute sei das ganz anders – auch in der Sprache sei eine regelrechte Revolution passiert. »Viele sprechen inzwischen ukrainisch. Der Stolz auf unsere eigene Nation ist größer geworden. Die Ukrainer unterscheiden heute nicht mehr nach ethnischen Gruppen. Das haben wir inzwischen überwunden.« Deshalb hängt – natürlich – auch in ihrem Vorgarten eine blau-gelbe Fahne: »Meine Nachbarn waren die ersten, die jetzt bei der Maidan-Bewegung die ukrainische Fahne aufhängten. Dabei kommen sie eigentlich aus Russland.« Selbstverständlich nahmen am Maidan hier in Saporischje auch Russen teil, was 2004 noch nicht der Fall gewesen sei: »Damals ging es nicht so sehr um die Ukraine an sich, sondern eigentlich nur um Wahlfälschungen. Heute aber drehen sich die Diskussionen, die wir hier mit unseren Nachbarn führen, um die Existenz und die Zukunft unseres Landes, unserer Gesellschaft. Es haben so gut wie alle verstanden, dass in der Ukraine zurzeit sehr grundsätzliche und nationale Fragen verhandelt werden.«

Zoja hat wenig Verständnis für nostalgische Gefühle, die sich auf die Sowjetzeit beziehen. »Ich sehe mich nicht als

homo sovieticus, wirklich nicht. Und ich kann die weit verbreitete Idealisierung der Sowjetzeit, auf die ich in meiner Generation treffe, nicht verstehen.«

Es sei ja auch tatsächlich nicht alles einfacher gewesen, betont Zoja und erinnert sich an die Zeit, als sie zum ersten Mal schwanger war: »Mit unserem ersten Kind mussten mein Mann und ich erst mal zu meinen Eltern in deren Zwei-Zimmer-Wohnung ziehen, weil es nicht genug Wohnungen hier in der Stadt gab. Als ich berufstätig wurde, bekamen wir dann die Möglichkeit, im Rahmen einer Wohnungsbaugenossenschaft eine eigene moderne Wohnung mit mehr als 50 Quadratmetern zu kaufen. Die erste große, sofort fällige Rate war damals etwa so hoch wie zwei meiner Jahresgehälter. Anschließend musste der Rest der Wohnung in Raten abbezahlt werden. Wir mussten uns eine Menge Geld leihen und haben deshalb damals alle Verwandten und Freunde angeschrieben.«

Um die Absicherung der Familie und den Arbeitsplatz habe man sich im Alltag keine Sorgen machen müssen, das sei zu sowjetischer Zeit komfortabel gewesen: »Alle Werksmitarbeiter waren berechtigt, Urlaub in einem Erholungsheim zu machen – und für einen Kindergartenplatz musste man nichts bezahlen. Außerdem wurden die Löhne immer pünktlich ausgezahlt.« Die Gegenleistung aber, die der sowjetische Staat erwartete, sei unmoralisch gewesen, meint Zoja. In der kommunistischen Partei sei sie zwar nie gewesen – und habe deshalb auch keine Karriere machen können – doch an offiziellen Parteiveranstaltungen habe sie schon teilgenommen: »Da waren wir viel unfreier als heute. Wenn ich mich daran erinnere, wie wir bei sowjetischen Paraden mitgegangen sind – zum Beispiel am 1. Mai oder am Jahrestag der Oktoberrevolution –, dann schäme ich mich manchmal. Wir haben das ja freiwillig gemacht, sind vor den Bühnen mit den Parteichefs entlangmarschiert und haben skandiert: ›Hoch, hoch, hoch auf die Kommunistische Partei!‹ Damals haben wir überhaupt nicht darüber nachgedacht, was das eigentlich bedeutet.«

Vom Staat ist nichts zu erwarten

Direkt nach der Unabhängigkeit hoffte Zoja auf neue politische Freiheiten und schnelle politische Veränderung, die sie auch mitgestalten wollte. Sie ging in die Politik und wurde Abgeordnete im Stadtrat. Doch hier hatten die alten Kommunisten immer noch das Sagen, und gegen deren Geschlossenheit kam man nicht an. Welche praktischen Folgen die Unabhängigkeit für ihr Leben hatte, merkte die Familie schnell: »Das war ein echter Schock für uns. Auf einmal kam man an bestimmte Lebensmittel kaum noch ran. Und mir fehlten Kontakte, um diese auf anderen Wegen zu organisieren. Schwierig war das zum Beispiel bei Fleisch, das war wirklich rar. Mein Mann, der als Lehrer arbeitete, hatte die Aufgabe, sich in die unterschiedlichen Listen einzutragen, die an den Geschäften aushingen, und aufzupassen, wann er an der Reihe war.«

Das war nicht das, was man erwartet hatte: »Vor der Unabhängigkeit hatten wir in Leningrad oder Moskau europäische Rentner auf ihren Reisen gesehen. Fröhliche Senioren, die ganz unternehmungslustig waren. Und wir haben damals gedacht: Genau das machen wir auch nach der Unabhängigkeit!« Zoja kann über diesen Irrglauben heute lachen. Auch die Härten ihres Alltags nimmt sie mit demselben Humor und mindestens ebenso großer Improvisationskraft: »Alleinstehende Rentner in der Ukraine können von ihrer Rente nicht mehr leben. Denn sie müssen ja die Miete alleine bezahlen. Ganz zu schweigen davon, dass man ab und zu zum Arzt oder Medikamente kaufen muss.« Der Arztbesuch ist laut Gesetz zwar gratis, Medikamente aber müssen die Patienten selbst bezahlen. »Ich selbst kaufe mir dann nur eines, das der Arzt mir verschrieben hat – und ein anderes teures lasse ich lieber weg«, erklärt mir Zoja. Da die Wohnung der Familie gehört, muss sie von ihren 1.300 Hrywnya Rente (entspricht rund 130 Euro) und den 2.000 Hrywnya (rund 200 Euro) ihres Mannes, keine Miete zahlen, sondern nur die städtischen Gebühren.

Von der Regierung, das erlebt Zoja wie viele andere in der Ukraine seit dem Zerfall der Sowjetunion, kann man nichts

mehr erwarten: Den Krankenhausaufenthalt, der eigentlich zur Behandlung ihrer Herzerkrankung nötig gewesen wäre, konnte Zoja nicht bezahlen. 2.000 Hrywnya für zehn Tage waren einfach zu teuer. Die Gebühren für Strom und Wasser sind gestiegen, die Gebühren für Verwaltungsvorgänge gar um ein Vielfaches: »Eine befreundete Familie hat im vergangenen Jahr für eine Datscha 1.200 US-Dollar bezahlt – für die Überschreibung von Haus und Grundstück sollte sie dann noch einmal 600 Dollar bezahlen!«

Der Krieg legt alte Identitätsgegensätze frei …

Die sowjetische Vergangenheit hat ganz unterschiedliche Biographien hervorgebracht. Aus Saporischje kommen zwei Politiker, die außer dem gleichen Vornamen wenig miteinander teilen – und heute für entgegengesetzte und völlig unvereinbare Positionen stehen, was die Zukunft der Ukraine angeht: Sergej Sobolev der eine, heute Abgeordneter der Vaterlandspartei im ukrainischen Parlament. Und Sergej Glasjew, Berater von Präsident Putin, der andere. Sie drückten dieselbe Schulbank, hatten dieselben Lehrer und Bücher und gingen dann beide zum Studium in die Metropole: der eine nach Kiew, der andere nach Sankt Petersburg. Während der erste für eine enge Zusammenarbeit seines Landes mit Europa und dem Westen plädiert, gehört Sergej Glasjew, Putins Berater für »Fragen der Eurasischen Integration«, zum Kreis der ideologischen Hardliner, die die neue aggressive Expansionspolitik Russlands vorantreiben.

Glasjew bezeichnete in einem in der russischen Zeitung *Sawtra* veröffentlichten Interview den Konflikt in der Ukraine als »Krieg der Vereinigten Staaten von Amerika gegen Russland«. Der »Vierte Weltkrieg« – nach den zwei Weltkriegen sowie dem Kalten Krieg – sei bereits im Gange.[11] In der Ostukraine kämpfe man nicht nur gegen die von den USA eingesetzte »Nazi-Junta« in Kiew. Dort verlaufe vielmehr die vorderste Front der Verteidigung Russlands gegen Amerika im vom Westen losgetretenen Vierten Weltkrieg. Glasjew geht sogar noch weiter: Er fordert, dass Russland in die Offensive

gehen müsse. Die Schaffung eines »Neurussland« – wie die umkämpften Gebiete Donezk und Lugansk sowie die Krim vom Kreml bezeichnet werden – sei dabei nur der Anfang. Ziel sei die »Befreiung Kiews«.

Sergej und Sergej: Sie stehen für die gemeinsame Heimatstadt Saporischje, die sich seit den zwanziger Jahren offen gezeigt hat gegenüber Zuwanderern aus der ganzen Sowjetunion.

… *und teilt Freunde und Familien*

Doch zurück zu Fedir Turtschenko. Als Historiker kann er zwar professionell erklären, worauf die unterschiedlichen Prägungen in Saporischje begründet sind. Doch privat gelingt auch ihm dieser Brückenschlag nicht immer. Wie bei vielen Ukrainern spaltet der russisch-ukrainische Krieg auch Turtschenkos Familie und legt die entgegengesetzten Pole der ukrainischen Identität unversöhnlich frei: »Meine Schwester lebt in Petersburg. Ihr Sohn arbeitet beim russischen Inlandsgeheimdienst FSB. Gespräche sind mit ihr im Moment gar nicht möglich. Sie steht auf dem irreversiblen Standpunkt, dass die Ukraine keine unabhängige Nation sein sollte. ›Ihr habt keine Rechte!‹ – so sagt sie mir immer wieder.« Reden können die beiden darüber inzwischen nicht mehr. Der Kontakt ist erloschen. Ein knappes Vierteljahrhundert ist die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine alt. Doch immer noch spaltet das Thema Familien und Freunde. Zurzeit mehr denn je.